



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Daiber, Albert: Im Lande des Kondors : Plaudereien aus Chile :
(Fortsetzung). 3. Valparaiso

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

diesem nicht bloß um einzelne Reformen, sondern um einen Vernichtungskampf gegen die Kurie zu tun war. Und dafür war der Herzog, ein Mann der Ordnung und der Autorität, nicht zu haben, er hatte offenbar wenn auch keine Sympathien, so doch volles Verständnis für eine Institution, die nun einmal den Beweis ihrer historischen Berechtigung erbracht hatte, und deren Vorhandensein als wichtige Kulturmacht sich damals ebensowenig weglegen ließ wie heute. Das Wort Herzog Georgs: „ob's aus göttlichem oder menschlichem Rechte sei, so bleibt der Papst doch Papst,“ ist für seine Auffassung bezeichnend. So war es kein Wunder, daß er sich nach der Disputation von dem kühnen Neuerer lössagte und dadurch noch einmal den Einfluß der Klöster und eines Teiles der Universitätsangehörigen stärkte, die im Gegensatz zu der Leipziger Bürgerschaft und einzelnen Gelehrten Luthers entschiedne Gegner waren.

Man kann Herzog Georgs Verhalten in dieser bewegten Zeit verstehen, aber man darf sich auch nicht der Einsicht verschließen, daß es gleichsam das Vorpiel zu der Entfremdung zwischen Landesherrn und Volk auf religiösem Gebiete war, die seit dem Jahre 1697 als ein Unsegen auf dem Sachsenlande lastet. Denn die Geschichte der Reformation in Leipzig erscheint, um mit Wustmanns Worten zu schließen, „als eine ununterbrochne Kette von Kämpfen und Verfolgungen, die nicht eher ihr Ende fand, als bis Herzog Georg im Jahre 1539 starb.“

J. R. S.



Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

(Fortsetzung)

3. Valparaiso



Die Spanier haben sich einer starken Übertreibung schuldig gemacht, als sie ihrer Niederlassung am Rande eines ungemein tiefen Wassers den hochtönenden Namen Valparaiso, d. h. „paradiesisches Tal“ gaben. Nicht nur kann man hier beim besten Willen keine Spur eines ehemaligen Erdenparadieses mehr entdecken, sondern man ist auch nicht im geringsten berechtigt, von einem Tale zu sprechen. Hier, wo die Küstencordillera fast unvermittelt steil gegen das Meer zu abfällt, gibt es kein Tal, keine Täler. Und der schmale Küstenfaum am Ufer, wie er früher aussah, oder wie er in den letzten Jahrzehnten durch Menschenhand wegen der Ausdehnung der Stadt erweitert worden ist, verdient erst recht nicht den Namen Valparaiso. In dem harten Tonboden, dem Verwitterungsprodukt alter kristallinischer Schiefer, führen von oben herab gegen das Ufer zu vielfach Quebradas, Spalten oder Risse. Aber auch diese Quebradas, die sich nach und nach in langen Zeiträumen durch die erodierende Kraft des fallenden Wassers entwickelt haben mögen, verdienen nicht als „Tal“ bezeichnet zu werden. Die gewaltigen Winterregen, die fast jedes Jahr eine ungeheure

Wassermenge von der Küstencordillera herab dem Meere zuführen, arbeiten heute noch wie in früheren Zeiten leider nur allzu deutlich sichtbar an der Abtragung der Hügel und an der Erhöhung der Stadt. Als Damoklesschwert schwebt über Valparaiso die stete Gefahr winterlicher Überschwemmungen. Diesen richtig entgegenzuarbeiten durch Anpflanzung der kahlen Höhen, Anlegung von Reservoirs, Ablenkung der Wassermenge durch Kanäle u. dgl., dafür wird nichts getan. In naiver Weise erhöht man unten in der Stadt die Straßen, sodaß die Häuser eingesunken scheinen — und das Grundübel oben in der Höhe besteht weiter.

Es mag allerdings auf die Spanier Eindruck gemacht haben, als sie zum erstenmal in die Bucht einfuhren, an der sich heute die größte Handelsstadt der südamerikanischen Westküste erhebt. Damals hatte der Unverstand die subtropische, dem dürren Sommerboden angepasste Vegetation noch nicht vernichtet, und die Küstencordillera mag in ihrem immergrünen Kleide mit den im Stamme so eigentümlich geformten chilenischen Palmen, den oft enorm großen Quisqualen, den Riesendisteln, Cardones (ananasartigen Bromeliaceen), dem Coliguerohr, einer Bambusart, der Espine, einer Akazienart mit gelben duftenden Blütentrauben, ein anziehendes Gemälde gegeben haben. Ich kann es mir auf Grund der noch hier und dort vorhandenen Reste alter Flora in der Nähe von Valparaiso wenigstens vorstellen, in Gedanken vorzaubern. Dazu vielleicht der wunderbar schöne, tiefblaue Himmel eines Sonnentages, die klare, transparente Luft, in der Ferne die schneebedeckten Häupter der Hochcordillera mit der stolzen, einsam über die übrigen Schneeriesen emporragenden Eispyramide des Aconcagua — ein Anblick, so großartig, daß er auch auf das rohe Gemüt der alten spanischen Konquistadoren Eindruck machen mußte.

Als unser Schiff nach mehr als zwanzigstündiger Fahrt von Talcahuano her langsam in den Hafen von Valparaiso einfuhr, erinnerte mich das sich vor meinen Augen entrollende Landschaftsbild etwas an Genua. Der Hafen ist sehr belebt, und ein großer Teil der chilenischen Kriegsflotte lag augenblicklich dort. Die Flaggen senkten sich zum Gruße, als unser Schiff an den auffallend hübschen und saubern Kreuzern und Panzern der chilenischen Marine vorbei der Muelle fiscal zustrebte, einem aus Eisen konstruierten, durch eine Brücke mit dem Lande verbundenen Quai, an dem die Ladung der Schiffe gelöscht und in die am Ufer liegenden Zollhäuser (Albuana) geschafft wird. Einen Hafen aber kann man die gegen den Ozean zu völlig offene, durch keinerlei Vorkehrungen gegen die Lücken des Meeres geschützte Bucht von Valparaiso nicht nennen. Daß diese offene Reede, die im Winter bei starken Nordwinden die Schiffe der Selbsterhaltung wegen zwingt, die hohe See zu gewinnen, ein gefährlicher Aufenthaltort sein muß, zeigte mir schon der erste Blick auf diese ganze Anlage. Was hätte deutscher oder englischer Fleiß aus einer solchen Lage geschaffen!

Sobald unser Schiff Anker geworfen hatte, stürzten sich die Bootskleute und die Hotelbediensteten wie Piraten auf das Deck, indem sie in allen Tonarten ihre Boote zur Überfahrt anboten und ihre Hotels anpriesen. Dabei benahmen sie sich so unglaublich frech und zudringlich, daß ich mich, förmlich angeekelt von ihrem Treiben, in das Rauchzimmer zu retten suchte. Aber auch

hier, ja nachher sogar bis in meine Kabine verfolgten mich die Quälgeister. So schloß ich denn meine kleine Kabine ab, begab mich wieder auf Deck und ertrug mit möglichstem Stoizismus diese Ankunftszone. Glücklicherweise holte mich später ein Herr, an den ich empfohlen worden war, von Bord ab, und ich war nun auf chilenischem Boden, den ich so bald nicht wieder verlassen sollte.

Gleich beim Aussteigegesteg liegt die Eisenbahnstation Puerto, links davon ein stattliches Gebäude, die Gobernacion maritima, rechts die kleine Aduana für Passagiergepäck. An die Eigentümlichkeit des chilenischen Bahnverkehrs schon etwas gewöhnt, überschreite ich den Bahnkörper und stehe nun auf einem freien Platze, der Plaza Sotomayor, auf dem sich das Denkmal Arturo Prat, des chilenischen Seehelden im Kampfe gegen Peru, erhebt. Es ist pompös, zeigt aber einen bedenklichen Mangel an künstlerischem Geschmack. Alte Schiffskanonen auf ausgefressenen Holzlafetten flankieren das hohe, die Gebeine des Volksheroen einschließende Denkmal. Palmen und Blumen, aber hinter Schloß und Gitter, vervollständigen das Ganze. An die unglaublich schlecht gepflasterte Plaza stößt die Post, ein Gebäude von einer geradezu beschämenden Dürftigkeit, wenn man damit den bedeutenden Verkehr Valparaisos vergleicht. Den Hintergrund der Plaza schließt heute eine kleine Gartenanlage mit Springbrunnen ab. Viele Monate lang war dieser Platz, auf dem die frühere Intendantur der Provinz Valparaiso gestanden hatte, ein Schutthaufen. Das Justizgebäude, ohne architektonischen Wert, in der Front mit der Statue der Justitia, macht den Abschluß der Plaza gegen die Calle Arturo Prat hin. Pferdebahnen mit elendem Material, lebendem wie totem, fahren durch die lieberlich gehaltenen Straßen. Augenblicklich baut eine Berliner Gesellschaft die Anlage für den elektrischen Tram. Der gute Zustand der Verkehrswege in Valparaiso und in Santiago, von dem frühere Reisende sprechen, gehört schon lange der Vergangenheit an. Abgesehen von dem holprigen, unebnen Pflaster, an das man sich nur mit schwerer Mühe gewöhnt, sind auch die bald engern, bald breitem Bürgersteige in der ganz willkürlich und unregelmäßig angelegten untern Stadt, Puerto wie Almendral, verwahrlost. Die Deckel der Abzugskanäle sind hier und dort in den Straßen abhanden gekommen, oder sie liegen zerbrochen neben dem offenen Loche. Nirgends gilt deshalb mehr wie hier die Mahnung, auf Füße und Boden zu achten, will man nicht einmal unversehens in einen solchen tiefen Straßenschacht stürzen. Dabei flutet in den Hauptstraßen und auf dem Hauptplatze, der Esmeralda, Condell, Plaza de la Victoria, Calle de la Victoria nach Sonnenuntergang ein elegantes Leben, besonders der Damenwelt, nur zu auffallend elegant, als daß man es in allen Fällen als echt annehmen könnte.

Einzelne Läden in den Straßen sind großstädtisch eingerichtet und glänzen förmlich in elektrischer oder Gasglühlichtbeleuchtung. Auf der Plaza de la Victoria stehn Statuen, zum Teil aus Gips und mit patinaähnlicher Farbe überzogen, sodaß sie aussehen, als wären es wirkliche Werke aus Erz. Dort spielt die Musik; dort flaniert die elegante Welt in beneidenswerter Lebensfreude. Die Plaza wird auf der einen Seite durch den Palacio Edwards flankiert, das Haus einer der reichsten, zwar ursprünglich aus England stammenden, aber in Valparaiso naturalisierten Familien. Es ist ein einfacher,

eleganter Bau, breit in der Front, nur mit einem Stockwerk über dem Erdgeschloß. Auf der andern Seite der Plaza steht das geschmacklose Gebäude des Gefängnisses, daneben das Viktoriatheater, äußerlich ebensowenig imponierend wie die sich jenseits der an Wasserfontänen reichen Plaza erhebende Kathedrale mit ihrem kleinen Turm und ihrem Wellblechdache. Weiche Luft, dunkelblauer Himmel, an dem die ersten Sterne funkeln, Musik, Lichterglanz, schwarzgekleidete, in ihren Manto gehüllte Frauengestalten mit dunkeln, feck blitzenden Augen, Lachen, Schwäzen, Fächerspiel, Kofetterie, unendlich viel aufdringlicher Parfümduft der sorglosen, lebenslustigen, spazierengehenden Kinder Chiles, Männlein wie Weiblein — das Ganze ist mir ein so anziehendes und doch wieder so neues, so völlig fremdes Bild, so ganz anders, als ich es bisher gesehen habe, daß ich mir vorkomme, als sei ich auf einen andern Planeten versetzt.

Balparaiso, heute eine Stadt von mehr als 150 000 Einwohnern, beherbergt zahlreiche Fremde. Die stärkste Fremdenkolonie dürfte wohl die deutsche sein, nach ihr kommt die englische. Alle handeltreibenden Nationen, bis auf die Chinesen, sind hier vertreten. Das deutsche Element kann man seiner Zahl nach nicht genau feststellen. Es gibt viele Chilenen deutscher Herkunft und deutschen Namens, die natürlich in den Konsulatsmatrikeln nicht angeführt sind. Auch viele Reichsangehörige lassen sich nicht darin aufnehmen. Ein Zwang zur Meldung liegt nicht vor; auch beansprucht die chilenische Regierung jedes im Lande geborne Kind, gleichviel, welcher Nationalität die Eltern angehören, als nationales Eigentum. Daraus müssen sich natürlich Mißstände ergeben, über die ich später noch eingehender berichten werde.

Während der untere, am Meeresufer liegende Stadtteil (Puerto, Almendral) hauptsächlich der Geschäftswelt dient, wohnt die Hauptmasse der Bevölkerung auf den steilen Hügeln, Cerros, aus denen sich hier die Küstencordillera zusammensetzt. Einzelne dieser Cerros könnte man als deutsche, englische, andre als gemischt fremdsprachige, wieder andre als rein chilenische bezeichnen. So wohnen Deutsche mit besondrer Vorliebe auf dem Cerro Alegre, Engländer mehr auf dem Cerro Concepcion. Die Engländer machen sich ziemlich breit und haben es sogar mit ihrem stark ausgeprägten Heimatgefühl verstanden, einzelnen Straßen und Wegen (Paseos) entweder ihren persönlichen Namen oder den der Königin Victoria aufzudrücken. So gibt es zum Beispiel einen Paseo Atkinson, Paseo Templeman, Calle Cummings, Cerro Reina Victoria usw. Auf diesem „englischen“ Cerro liegt auch die deutsche Kirche mit ihrem weithin sichtbaren schlanken Turm. In ihrer Nähe ist die deutsche Schule wie ein Schwalbennest an den steilen Hügel geklebt, und in Verbindung mit ihr das Deutsche Haus mit einem Festsaale, der als der größte und schönste seiner Art in Chile gilt. Aber er ist international. In ihm feiern die vornehmen Gesellschaftskreise Balparaisos, besonders auch die Engländer, ihre größern Feste. Basars und Konzerte werden in diesen Räumen abgehalten. Unter ihnen liegen nebeneinander mehrere Regalbahnen. Ihr Erbauer hat seine Herkunft dadurch verewigt, daß er in Medaillonform die sieben Schwaben, wie sie eben mit dem Spieße gemeinsam auf die Hasenjagd ziehen, im Vorzimmer dieses gesundem Sport dienenden Lokals angebracht hat.

Auf die Cerros führen steile Straßen mit dem elendesten Pflaster, eine fürchterliche Qual für die armen Pferde, die mit ihren Lasten von rohen Kotos unter Geschrei und Peitschenschlag hinaufgetrieben werden. Für die Beförderung der Bewohner aber dienen sogenannte Ascensores, meist durch Dampf betriebene kleine Drahtseilbahnen mit Kästen, in denen der Passagier wie in einem Käfing auf und ab befördert wird. Die Ascensores, deren es eine ganze Menge gibt, so zum Beispiel auf den Cerros de la Artilleria, de la Cordillera, Alegre, Concepcion, Reina Victoria, Bellavista, Baron, rentieren sich sehr gut, ebenso die Trams; denn auch der ärmste Teufel von Chile geht nicht gern zu Fuß.

So zeigt das äußere Leben Valparaisos mit seinen an die Berge stoffelförmig übereinander gebauten lustigen, oft buntfarbigen alten Häusern, Häuschen und Ranchos, seinem Wirrwarr von unglaublich hohen Treppen, winkligen, engen Passagen (Pasajes), seinem wechselnden Ausblick auf die Stadt und auf das Meer, seinem ungehinderten Einblick in die Höfe der tiefer liegenden Häuser ein Bild so einzig in seiner Art, wie es sonst wohl nirgends auf der Welt zu sehen ist. Die ganze Stadt aber ist in ihrer Anlage durch planlose Bauerei vollkommen verpfuscht und wird deshalb auch nie richtig modernisiert werden können. Was hätte hier nicht alles geschaffen werden können, wären die Behörden von Anfang an verständlich vorgegangen durch Ausfüllung der Quebradas und durch Anlegung von Ringstraßen. Trotzdem übertrifft Valparaiso in mancher Beziehung eine große Reihe deutscher Städte: so ist es zum Beispiel gut kanalisiert, natürlich nur da, wo Häuser nach europäischer Bauart stehn. Die Hütten, sogenannten Ranchos, vieler Chilenen, ja der Masse der Bevölkerung, spotten allerdings aller Beschreibung, denn die freie Natur ist hier das Depot für alle Abfallstoffe. Deshalb ist die gänzliche Trockenheit, die hier viele Monate des Jahres herrscht, die größte Günst des Klimas, schützt aber leider nicht vor Infiltration der ganz oberflächlich in und auf den Boden gelegten Wasserleitungen, die ihr Wasser aus Lagunen, großen Sammelbecken in der Küstencordillera, ziehen. So kommt es, daß der typhus abdominalis in Valparaiso endemisch ist, und wenn man von einem erkrankten Menschen spricht, es bezeichnenderweise in den meisten Fällen heißt: Er hat natürlich den Typhus! Bei diesem Anlaß möchte ich gleich des deutschen Hospitals gedenken, einer alten Gründung human gesinnter Deutscher mit vorzüglicher, tadelloser Einrichtung und Leitung. Mitten in dem Grün subtropischer Pracht, bei dem in Valparaiso herrschenden empfindlichen Mangel an Gärten, gleichsam in einer Dase, erhebt sich der lustige Bau, der sich freilich heute bei den an ihn gestellten Anforderungen mehr und mehr als zu klein erweist trotz der stattlichen Zahl von Betten. Auch die Engländer haben ihr eignes Hospital, nicht weit vom deutschen entfernt; doch genießt es nicht dasselbe Ansehen.

Handel und Wandel in Valparaiso liegen fast ausschließlich in den Händen der „Gringos“; so lautet die liebenswürdige Bezeichnung des Chilenen für den Fremden. Sie soll von dem Worte Griego (Griechen) herkommen, womit in frühern Zeiten der Eingeborne den Fremden bezeichnete. Meines Erachtens aber enthält es außerdem eine nicht wiederzugebende Beschimpfung, das Zeichen eines gewissen latenten Fremdenhasses. Die jammervollen politischen Zustände

der Republik, voll Unsicherheit und Unbeständigkeit, die sich schamlos immer breiter machende Korruption, die dem Fremden sofort auf Schritt und Tritt im Lande auffallen muß, wirken natürlich lähmend auf den Verkehr, und — langsam, langsam geht Valparaiso, Chile rückwärts. An manchem Firmenschilder mit stolzem deutschem oder englischem Namen ging ich am ersten Tage nach meiner Ankunft vorbei — en liquidación las ich darauf. Und als ich deshalb im Klub Rücksprache nahm, hörte ich Berichte, die meine Vermutung über den geschäftlichen Rückgang nur bestätigten. Das alles stört aber die leichtlebigen Chilenen nicht. Die genießen froh und heiter den Augenblick. Was kümmert diese Glücklichen das „Mañana,“ das Morgen? Und doch, gewittertschwer ziehn sich die Wolken zusammen. In der Ferne zucken schon vereinzelt Blitze. Aber die Menge sieht nichts, will nichts sehen. Wie muß sich dieses Land in den letzten zwanzig Jahren verändert haben! Trüben Gedanken hänge ich nach, da ich mir auf Grund früherer Mitteilungen besseres von dem Lande des Kondors versprochen, als ich bisher gesehen hatte. Aber ein gutes Gabelbrühstück (Almuerzo) in einer deutschen Familie stimmte auch mich wieder hoffnungsfreudiger. Oder ist es vielleicht die Wirkung der chilenischen Sonne oder des seit Mittag wehenden Südwindes, der kleine Sorgen verscheucht? Quien sabe! Vom Südwind, diesem reinigenden Luftstrom, dem Attribut des chilenischen Sommers, möchte ich nicht sagen: O lieber Südwind, blas noch mehr! Im Gegenteil; der bläst hier oft tagelang nur viel zu viel, viel zu heftig. Vor dem überall eindringenden, in der Luft herumwirbelnden feinen Sand, der Augen, Nase, Ohren, die Haut belästigt, gibt es kein Entrinnen. Heulend, pfeifend fährt er über die Stadt, die sich förmlich im Sonnenlichte badet, mit dem sattblauen Himmel über sich und dem glitzernden, funkelnden, ewig wogenden Ozean zur Seite. Trotz allen Schäden eben doch schön! Ein Bild, das ich, obgleich ich es viele Monate lang täglich vor Augen hatte, immer wieder bewunderte.

Im gewöhnlichen Geschäftsverkehr von Valparaiso liegt ein schöner Zug des Vertrauens gegenüber dem — Fremden! Ohne weiteres erhält er als solcher Kredit. Er bezieht für sich oder seine Familie, was er zum Leben braucht, auf Buch, und keinem bessern Geschäft fiele es ein, keinen weitgehenden Kredit gewähren zu wollen. Alle Monate wird abgerechnet, und der Anständige bezahlt sofort. Ebenso ist es mit dem Mieten der Häuser. Die Mietpreise sind nach europäischen Begriffen in Valparaiso hoch, und es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, für kleinere Familien in der Stadt oder auf den guten Cerros unter hundert Pesos monatlich etwas passendes zu erhalten. Meist bewegen sich die Mieten monatlich zwischen hundertfünfzig und zweihundert Pesos für Häuser in guter Lage. Da es kommt sogar vor, daß ganze Familien monatelang in einem Hotel oder in einer Familienpension leben müssen, ehe es ihnen gelingt, endlich ein halbwegs ordentliches, saubres Haus mit einem gewissen Komfort zu finden. Ich selbst kann von dieser Schwierigkeit ein Lied singen. Tag für Tag während drei voller Monate suchte ich und war fast in Verzweiflung, bis ich endlich wußte, wo meine Familie und ich ihr Haupt hinlegen würden. Es wird in Valparaiso genug gebaut, genug gewechselt und herumgezogen, aber der Fremde kann und will eben nicht überall wohnen. Auf

den Cerro Baron zum Beispiel zieht ein besserer Fremder wohl schwerlich. Dort allerdings sind Häuschen billigst zu haben; aber der Ruf dieses mit Eingebornen dicht bevölkerten Hügels ist so, daß er auch den Mutigsten abhalten wird, seine Familie den vielen Gefahren eines solchen Wohnorts auszusetzen. Dasselbe gilt auch für andre Cerros. Überhaupt sind die Sicherheitsverhältnisse der Stadt Valparaiso höchst ungünstig. Tausende ihrer Bewohner leben tatsächlich von Raub und Diebstahl. Auch die Häuser in den besser bewachten und leichter zugänglichen Quartieren müssen, besonders bei Nacht, festungsartig geschlossen werden. Daß die Diebe Leitern mitbringen, mit deren Hilfe sie in die obern Stockwerke der Häuser einsteigen, wenn ihnen das Ausbrechen der Türen nicht gelingt, kommt so oft vor, daß man sich darüber gar nicht mehr aufhält. Ja man gewöhnt sich im Laufe der Zeit an die nun einmal zu den täglichen Erscheinungen gehörenden Berichte über Diebstahl, Einbruch, Verraubung ebenso wie an die unverhältnismäßig große Zahl von Brandfällen, es hat ja der Mensch glücklicherweise ein sehr großes Anpassungsvermögen. „Was nach neun Uhr Abends in Valparaiso brennt, ist absichtlich angezündet worden,“ erklärte mir gleich anfangs ein befreundeter Herr. Für die Mehrzahl der Feuersbrünste, deren Häufigkeit mich in der ersten Zeit meines Aufenthalts geradezu erschreckte, stimmt dieser Ausspruch sicherlich. Aber viel Brandunglück entsteht auch durch die unglaubliche Niederlichkeit, mit der das Volk dort im allgemeinen mit Feuer und Licht umgeht. In dieser Richtung gibt es in Chile eine merkwürdige Gesetzesbestimmung. Bricht in einem Hause Feuer aus, so wird der augenblickliche Hausinhaber, der Mieter und oft auch die Mieterin, zunächst ins Gefängnis abgeführt, dort ohne jede Rücksicht auf soziale Stellung mit Verbrechergesindel zusammengesteckt und so lange zurückgehalten, bis es dem Juez del crimen, dem Untersuchungsrichter, gefällig ist, die Sache zu prüfen und die Verhafteten freizugeben. Auf die Willkürakte, die sich dadurch bei der korrumpierten Justiz abspielen, werde ich später noch zu sprechen kommen. Brennt es in Valparaiso, so ist dies ein freudiges Ereignis für den lieben Plebs, der in Masse, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich am Brandorte erscheint. Die gute Gelegenheit, im großen stehen zu können, läßt sich der Pöbel hier nie entgehen. Etwas gutes kommt aber bei der drakonischen Maßregel der polizeilichen Abführung doch heraus: die Brandstiftungen sind etwas zurückgegangen, doch sind sie immerhin noch zahlreich genug. Die vielen Versicherungsgesellschaften in Valparaiso können sich auch nur durch abnorm hohe Prämiensätze halten.

Gleichwie eine Feuersbrunst gewissermaßen ein allgemeines öffentliches Schauspiel und Vergnügen für die Bevölkerung ist, so wird auch das Feuerlöschwesen als eine Art von Sport betrieben. Eine städtische oder staatlich organisierte Feuerwehr gibt es weder in Valparaiso noch in Santiago. Es sind freiwillige Vereinigungen, *Compañias de Bomberos*, die, numeriert und teilweise sehr phantastisch uniformiert, die sogenannte Feuerwehr bilden. Außer einigen chilenischen *Compañias de Bomberos* gibt es nach den verschiedenen dort ansässigen Fremdenkolonien eine deutsche, eine englische, eine französische und eine italienische Gesellschaft, also schon äußerlich, in der Uniform, buntfarbig,

international. Bombero zu sein, einem solchen Klub als aktives Mitglied anzugehören, wird von den jungen Leuten vielfach als Ehrensache angesehen. Die verschiedenen Versammlungslokale der Bomberos dienen nebenbei auch zu allerlei festlichen Anlässen, und an Gelegenheiten, bald dies bald jenes zu feiern, fehlt es in Chile so wenig wie in Europa. Das Material der Bomberos, mit ihren Dampfspritzen, ist wirklich schön und wertvoll und verrät die reiche Unterstützung, die ihnen direkt wie indirekt von wohlhabenden Mitgliedern oder sonstigen Gönnern zugewandt wird. Von Zeit zu Zeit veranstalten die vereinigten Bomberos, jede Kompanie mit ihrer Flagge oder Standarte in den heimatischen Farben und Wappen versehen, eine öffentliche Schauausstellung. Da wird mit Musik durch die Straßen der untern Stadt marschiert, hinter den Mannschaften die Leiterwagen, Dampfspritzen, Schlauchwagen und dergleichen. Zum Schluß findet dann auf der Plaza Sotomayor unter Errichtung von Leiterpyramiden ein gewaltiges Konkurrenzspritzen statt. Die Bomba, die ihren Wasserstrahl am höchsten senkrecht in die Höhe treiben kann, ist die Siegerin des Tages und wird festlich gefeiert. Stirbt ein Bombero, so wird er Abends bei Fackelschein und Musik und unter Entfaltung theatralischen Pompes zu Grabe geleitet. Der ganze Verkehr stockt während dieser Zeit, und halb Valparaiso ist auf den Füßen, um den Leichenzug des Helden, von dessen hervorragenden Tugenden es vorher keine Ahnung gehabt hat, mit anzusehen; dabei wird geschwaßt, gelacht und kokettiert. Das gehört hier nun einmal zusammen.

Was die Wirksamkeit dieser Art von Feuerwehr anlangt, so habe ich auf Grund vielfacher Beobachtung den Eindruck gewonnen, daß sie in den meisten Fällen illusorisch ist, ja manchmal in ihrer tollen, drauflosstürmenden Weise mehr Schaden als Nutzen stiftet. Brennt es, so wird zunächst ein Höllenspektakel gemacht; die Feuerglocken der Bomberos an allen Ecken und Enden läuten, die ganze Stadt wird in Bewegung und oft in recht unnütze Aufregung versetzt. Bei der leichten Bauart der Häuser brennen diese meist rasch und vollständig ab; wenn nicht, dann ist der durch die sündflutartig strömenden Wassermengen der Bombas angerichtete Schaden oft so groß, daß das verzehrende Feuer in seiner Wirkung weniger schlimm gehaust haben würde. Gewiß kann durch rechtzeitiges Eingreifen der Bomberos drohender Feuerausbruch im Keime erstickt oder ein Brand auf seinen Herd beschränkt werden; brennt es aber einmal, dann liegt es mehr im Interesse der Versicherten, durch den Brand alles zu verlieren und dann mit den Versicherungsgesellschaften glatte Abrechnung zu haben, als durch die Lösch- und Rettungsarbeiten in unangenehme materielle Verwicklungen zu kommen.

Die Hauptaufgabe bei einem Brande in Valparaiso ist, sein eignes Leben zu retten. Dazu gehört vor allem, daß das Haus einen guten Ausgang hat, und der Rettungsweg nicht versperrt ist, wie dies leider sehr leicht in engen Passagen oder an den steilen Treppen mancher Cerros vorkommen kann. Eine ernstliche Warnung in der Wahl der Lage seines Hauses für jeden Fremden!

Die deutsche Gesellschaft in Valparaiso ist sehr gemischt. Der Schein geht über das Sein, und der äußere Besitz macht in der Wertschätzung des lieben Nächsten allzu viel aus. Die Jagd nach dem Peso hat bedauerlicherweise bei

der Mehrzahl unsrer Landsleute in Chile den Sinn für das Ideale bedenklich verringert. Darum ist das Leben dort im allgemeinen stumpfsinnig, geistig wahrhaft arm trotz vielen, die mit ihrer etwas dürftigen akademischen Bildung prunken. Besonders auffallend tritt die bloße äußerliche Bildung bei vielen deutschen Frauen zutage. Es herrscht die Meinung, mit einem gewissen gesellschaftlichen Schliff und mit kostspieliger Toilette die innere Hohlheit verdecken zu können. Das Prunken und Prozen mit der Toilette, woher sie bezogen worden sei, und was sie gekostet habe, liefert neben dem üblichen Klatsch den Hauptunterhaltungsstoff in der Kolonie. Wegen des Klatsches ist die deutsche Kolonie von Valparaiso berüchtigt. Das erfuhr ich schon unterwegs, bevor ich nur den Boden der Stadt betreten hatte, und nur allzu bald fand ich die mir gemachten Mitteilungen bestätigt. Doch habe ich auch rühmliche Ausnahmen gefunden, Familien, in denen wirkliche Bildung zuhause war, Damen, die mir als züchtig waltende Hausfrauen in des Wortes schönster Bedeutung erschienen.

(Fortsetzung folgt)



Geschichte einer Sammlung



Ich dachte immer, ich würde Ihnen einmal Aufzeichnungen von meinem Vater schicken können über seine Sammlung. Es schien so nahe zu liegen, daß er diese Geschichten, die mit seinem Leben ganz zusammengewachsen waren, für uns aufschriebe; er erzählte so schön, mit wägender, kostender Bedächtigkeit, als handle es sich um Gold, das gewogen würde — ein Gran mehr oder weniger ist da nichts gleichgiltiges. Wenn er auf eine sarkastische Spitze hinauswollte, habe ich sehr oft auch an Florettstecher gedacht — diese leichteste Waffe —, es sieht aus wie Spiel und — — — sitzt der feine Stahl im Eingeweide.

Wir Kinder kannten seine Geschichten zu einem guten Teil. Er erzählte sie nicht für uns. Aber wir saßen mit bei Tisch, auch wenn Gäste da waren, und wenn eine anhub, freuten wir uns schon, wie bei einem Bilderbuch, das man liebt. Während man umblättert, ist man schon in Erwartung auf die nächste Seite, die man doch kennt.

* * *

Sie erwähnten damals in München auch nur ganz selten der Umstände, unter denen Ihres Mannes Sammlung in Damaskus zugrunde gegangen ist.

Es war Ihnen wohl nach allen den langen Jahren immer noch eine schwere Sache. Aber mir, weil ich sehr jung war und im abenteuerlustigsten Alter stand, schien es eine schöne Geschichte, wie Sie aus dem brennenden Christendiviertel geflohen sind, das Kind immer an der Brust, damit sein Schreien Sie nicht verriete, und wie der Scheik, der mit Ihrem Mann befreundet war, Sie bis zu einem Besitztum vor der Stadt geführt hatte, wohin viele europäische Frauen geflüchtet waren. Mich freute auch der Gegensatz zwischen Ihnen und der italienischen Konsulin, die weinte und sich die Haare zerraupte, während Sie sich ganz still auf die Fliesen im Vestibül legten, das Kind neben sich, und vor Erschöpfung schliefen, und wie nachher, ohne daß Sie geschrien und geheult hätten wie die Italienerin, diese Nacht einen breiten weißen Streifen in Ihrem Haar zurückgelassen hatte.